

Uwe WALTER, *Memoria und res publica. Zur Geschichtskultur im republikanischen Rom. Studien zur Alten Geschichte 1.* Frankfurt am Main: Antike 2004, 480 S.

Für die Erforschung der römischen Geschichtsschreibung hat Uwe Walter (= W.) bereits einen grundlegenden Beitrag geleistet, indem er gemeinsam mit Hans Beck die Fragmente der *Frühen Römischen Historiker* herausgegeben und kommentiert hat (Darmstadt 2005²/2004). Das vorliegende Buch, die überarbeitete Fassung einer Kölner Habilitationsschrift, stellt nun in mancher Hinsicht die ergänzende Monographie zur Edition dar. Sie enthält nämlich auf knapp 150 Seiten einen Durchgang durch die römische Geschichtsschreibung von den Anfängen bis ins erste Jahrhundert v. Chr. (Sallust bleibt ausgeklammert). Die Werke der einzelnen Autoren werden prägnant charakterisiert, das eigentlich Neue aber, was in den *Frühen Römischen Historikern* wenigstens in diesem Umfang nicht zu leisten war, ist die Gesamtanalyse der historiographischen Entwicklung. W. greift dabei über die üblichen Grenzen hinaus und behandelt als wesentliche Verkünder römischer Vergangenheit Naevius und Ennius wie selbstverständlich mit, er erklärt, warum sich, trotz des Aufkommens der historischen Monographie, die Gesamtgeschichte von der Gründung der Stadt an auch im ersten Jahrhundert zu behaupten vermochte – mehr dazu weiter unten – und daß die Universalgeschichte in einer romzentrierten Welt vorerst keine Chance haben konnte.

All dies ist wertvoll und würde schon an sich ein schönes Buch ergeben. Doch die 150 Seiten machen nicht einmal die Hälfte des Textumfangs aus, auch nicht den Kern, zumindest nicht, wenn man sie lediglich als Geschichte der Geschichtsschreibung liest. W.s Thema ist ein umfassenderes: Geschichtskultur. Da die *res publica* trotz des zusammengegriffenen Weltreichs im Grunde immer auf die Stadt Rom beschränkt blieb, konnte die nichtschriftliche, direkte Kommunikation eine ungleich größere Rolle spielen als in Flächenstaaten oder gar in modernen, differenzierten Gesellschaften. Nichtschriftliche Kommunikation – das meint mündliche und visuelle Vermittlung, vom Gespräch zweier Menschen über Reden und Theater bis zum architektonischen Monument. In all diesen Verständigungsmodi wurde auch, manchmal sogar ganz besonders von der Vergangenheit gehandelt und damit die Geschichtskultur geprägt.

Diesen Terminus, Geschichtskultur, definiert W. in der Einleitung (11-41) als symbolischen und pragmatischen Umgang mit der Vergangenheit, der das synchrone und diachrone soziale Gedächtnis eines Kollektivs konstituiert. Die Römer orientierten sich an den *mores*, nicht an irgendwelchen, sondern an den

antiqui oder denen der *maiores*, die das fundamentale normative Muster zur Rechtfertigung von Handeln in der Gegenwart bildeten. Vergangenheit und die Beschäftigung mit ihr waren also nie etwas Totes, vielmehr wird Erinnerung bei W. „als selektiver Mechanismus zur Fixierung kulturellen Sinns verstanden“ (19). So kam der Geschichtskultur die Aufgabe zu, die Gegenwart zu stabilisieren, Konsens zu erzeugen und gesellschaftlich zu integrieren. Doch Identitätsstiftung war nicht alles. Um die Geschichte tobte ein (aristokratischer) Kampf um Prestige und Macht, denn es gab nicht die eine, fixierte Vergangenheit, sondern diese blieb stets der Interpretation unterworfen: „Untersucht wird vielmehr, wie von den Römern in republikanischer Zeit das erinnert wurde, was irgendwann in der Vergangenheit so geschehen mußte, damit die Gegenwart ihre akzeptierte . . . Gestalt finden konnte.“ (23) Da die Gegenwart sich wandelte, tat es auch die Vergangenheit. Die *mores antiqui* konnten sich ändern und waren in ihrer Gültigkeit vom sozialen Konsens abhängig. Gerade diese Beweglichkeit grenzte die römische von anderen vormodernen Gesellschaften ab. Während das kulturelle Gedächtnis Ägyptens oder Israels verbindliches Herkunfts- und Vergangenheitswissen fixierte, fand die Republik, der die theonomen und monarchisch-hierokratischen Voraussetzungen fehlten, nie zu einer normierten Vergangenheit. Die Römer besaßen ein alltagsnahes ‚kommunikatives Gedächtnis‘, das die – und nur die! – als wesentlich erachteten Bausteine der Vergangenheit auf Abruf, etwa durch den Redner, bereithielt und Geschichte erst im Augenblick der Auseinandersetzung mit ihr kanonisierte – und nur für diesen Augenblick. Argumentative Durchschlagskraft besaßen deswegen weniger *exempla*, die nur schriftlich erschlossen werden konnten oder lediglich einer kleinen Elite zugänglich waren. Entscheidend war das allgemeine Präsenzwissen, etwa um bedeutende Männer, an die sich jetzt noch Lebende erinnern konnten.

Angesichts dieses Schwankens der Vergangenheit ist, will man das Funktionieren der Geschichtskultur verstehen, immer auch auf die jeweiligen Erinnerungsmedien zu achten, auf ihre Entwicklung und auf ihr Zusammenspiel. Schließlich neigten gerade die nichtschriftlichen wenig zur Kanonisierung. Deshalb sind die folgenden Kapitel im wesentlichen nach Medien geordnet, freilich nicht ohne daß W. öfters wagen würde, die Gattungsgrenzen zu überspringen und Zusammengehöriges zusammen zu präsentieren. Das mag der Trennschärfe der Gliederung schaden, aber anders ist der Klang des Medienensembles kaum verstehend nachzuvollziehen – hören kann man ihn ohnehin nicht mehr.

Das zweite Kapitel gilt der mündlichen Kommunikation (42-83), zunächst der Erziehung in der Familie, die W. reproduzierend nennt: Leitbild eines jungen

Mannes war zu leben wie der Vater bzw. die Vorfahren, von deren Großtaten er immer wieder hörte. Auch die Ausbildung, insbesondere die rhetorische, vermittelte ein punktuelles Geschichtsverständnis, indem sie historische Schlüsselmomente betonte oder – *exempla*. Diese in der neueren Forschung vielbehandelte Form des Vergangenheitsbezugs erlaubte es, den Abstand zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufzuheben. In *exempla* verkörperten sich nämlich in idealer Weise moralische Normen, die zwar an Personen gebunden waren, grundsätzlich aber entkontextualisiert dargeboten wurden. Freilich bedurfte es keiner völligen Enthistorisierung, denn die *exempla* funktionierten ohnehin nur, wenn Geschichte als zeitlos empfunden wurde. Die einst eingetretenen Anforderungen konnten dem Hörer in der Gegenwart genauso begegnen, nur so verstanden entfalteten die Geschichten ihre vorbildhafte Wirkung und spornten dazu an, durch *exempla*-gerechtes Handeln selber ein *exemplum* zu setzen. Konkretes Verhalten ließ sich mündlich besonders plastisch und glaubwürdig darstellen, gerade die mit diesem Tradierungsweg verbundene Veränderlichkeit der Geschichten verhinderte aber auch eine Erstarrung des Geschichtsbildes. Politik blieb also innovationsfähig. *Exempla* ließen sich für alles und jedes finden, sie konnten je nach Darstellungsabsicht unterschiedliche Funktionen erfüllen, und bei Gelegenheit wurden sie ausdrücklich von Nützlichkeitsabwägungen des Moments überboten. W. äußert in diesem Zusammenhang die interessante Vermutung, daß vor 133 *exempla* vielleicht gar nicht so häufig verwendet wurden und erst dann das Bedürfnis nach normierenden Beispielen wuchs, als die Gesellschaft immer stärker fragmentiert wurde und sich ein populäres Sondergedächtnis bildete. Jedenfalls besaßen die *exempla* an sich immer nur stützende Autorität, entschieden wurde eine Sache durch die Umstände der Gegenwart und natürlich das sonstige Geschick des Redners.

Den Abschnitt beschließen Erörterungen über die *carmina convivalia* – aristokratische Bankettlieder, von denen wir leider kaum etwas wissen – und über das historische Drama: Gerade auf eine Zuschauerschaft, die zu einem großen Teil mit Literatur, insbesondere mit Geschichtswerken, selten in Berührung kam, konnte eine Bühneninszenierung intensiv wirken, sie führte die Wirklichkeit vor und war in ihrer Performanz in einem höheren Maße beweiskräftig als einzelne Geschichten, die allein mündlich tradiert wurden.

Die hervorgehobene Bedeutung des Geschichtlichen für die Sozialisation der heranwachsenden Generation ist nur eine (wesentliche) Facette des Umstandes, daß Vergangenheitsbezug für den Adel konstitutiv war (84-130). Nach innen und nach außen grenzte sich die Elite mit historischen Argumenten ab, und die gentilen Leistungen der Vergangenheit gaben dem Kollektiv wie dem

einzelnen Anspruch auf die Herrschaft. Zumal angesichts formal niedriger Hürden für die Ämterlaufbahn wurde Exklusivität hergestellt, indem die Ahnenreihen weit über das religiös Notwendige hinaus betont wurden. Dies geschah – hier liegt der mediale Unterschied zum vorhergehenden ‚mündlichen Kapitel‘ – mittels präsentischer und performativer Inszenierung: die Ahnenbilder im Atrium und die *pompa funebris* auf dem Forum. Wie keine andere gentile Profilierung strahlte die *pompa* dank ihrer Allgemeinverständlichkeit, ich möchte sagen: Griffbarkeit, in die Gesellschaft aus. Man beschränkte sich auf die Highlights – nur erfolgreiche Ahnen traten auf, ebenso wie nur für Erfolgreiche eine *pompa* durchgeführt wurde –, die Vorfahren erschienen in ihrer zeitlichen Abfolge, ohne in ein absolutes chronologisches Raster mit etwaigen minderen Generationen eingeordnet zu werden, was ebenso simpel wie wirkungsvoll eine ununterbrochene Erfolgsgeschichte suggerierte. So wurde die *pompa* für die Zuschauer ein „Ort des Sprechens über Geschichte“ (97), die Älteren konnten eigene Erlebnisse mit dem Verstorbenen erzählen, und die gentile Geschichte verschmolz mit derjenigen des gesamten *populus*. Die von W. angesprochenen beiden Schwachpunkte fallen meiner Meinung nach nicht besonders ins Gewicht: Aufsteiger in den Amtadel waren gegenüber Inszenierungen von Adelsgröße natürlich skeptisch, aber nicht nur, daß die Prozessionen auch gesamtstaatlich interpretiert werden konnten, wie W. selbst sagt – die augenblickliche Kritik einzelner (keineswegs aller) *homines novi* wie Cato und Marius dürfte sich schon in der nächsten Generation verflüchtigt haben, falls es den Aufsteigern gelungen war, durch die verwandtschaftliche Integration in das Netzwerk der Nobilität cognatische Ahnen hinzuzubekommen, die sich in einer *pompa* präsentieren ließen.¹ Wenn ihre Heiratspolitik gescheitert war, war es um die Chancen der Familie, sich im Innersten der Nobilität zu behaupten, ohnehin schlecht bestellt. Der andere Punkt, die Aufhübschung des eigenen Stammbaums durch gefälschte Konsulate und neue Ahnen, betrifft Leichenreden und Stemmata, aber gerade nicht die eindrucksvollste Art gentilischer Inszenierung: die *pompa funebris*.

Die Grabmäler der führenden Familien dienten nicht nur als Ruhestätte, sondern auch zur Kommunikation über die Familie hinaus. In der Monumentalisierung wurden insbesondere Gentilcharisma und familiäre Einheit beschworen, denn hier fanden auch die ‚Versager‘, die sich keine *pompa* verdient hatten, ihren Platz. Denkmäler dagegen, die durch die Aktualisierung gentilen Ruhms ihren Errichtern Vorteile einbringen sollten, kamen erst spät auf und blieben, soweit wir sehen, ohne rechte Wirkung.

¹ Vgl. dazu EGON FLAIG, *Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom* (Historische Semantik 1), Göttingen 2003, 64-66.

Den Denkmälern gilt noch ein eigenes Kapitel (131-154). Sie sind bewußt geschaffene Erinnerungsorte, und dies galt in Rom so sehr, daß dieser symbolische Zweck dem im Laufe der Zeit eigentlich immer wichtiger werdenden Alterswert – das heißt der historischen Bedeutung des Architekturwerks an sich – immer voranstand: Wußte man den Ursprungszweck nicht mehr, ließ man sich, falls man dem Denkmal Bedeutung zuerkannte, eine neue Zuschreibung einfallen. Entscheidend war also, wie sich die Wahrnehmung eines Denkmals im Laufe der Zeit verschob und ob es sich überhaupt im kommunikativen Gedächtnis halten konnte. Tempel, Beuteweihungen und Ehrenstatuen sollten den (militärischen) Ruhm der Stifter verlängern, doch wie lange? Einst kontroverse Bauten eines Adligen konnten bald dem Vergessen anheimfallen oder zu unumstrittenen Besitztümern der gesamten Gemeinschaft aufsteigen. Es hing viel vom Standort, von der Alltagstauglichkeit und der Auffälligkeit der Monumente ab. Gedenkstatuen für längst allgemein anerkannte Leitbilder waren demgegenüber unproblematischer, die Aufstellung der römischen Wölfin dürfte kaum strittig gewesen sein. Schlau war, wer ein individuelles Denkmal mit einem gesamtgesellschaftlich relevanten kombinierte, wie es ein Marcier tat, der sein Reiterstandbild vor dem Castorentempel aufstellte. Zuletzt hebt W. die in diesem Kontext gern übersehene Bedeutung der Historienbilder hervor, die mit ihrem kaum veränderten Code Tempel und Grabmäler über Generationen hinweg lesbar erhielten, auch wenn der ursprüngliche Kontext längst verschwunden war.

Der folgende Abschnitt über Erinnerungsorte beschränkt sich wie selbstverständlich auf tatsächliche, also geographisch fixierbare Orte (155-195). Diese sind nicht ursprünglich zur Erinnerung geschaffen, aber symbolisieren für Spätere ein wichtiges Ereignis der Vergangenheit. In Rom dienten Gedächtnisorte mehr der gesamtgesellschaftlichen als der gentilen *memoria*, insbesondere zentrale Orte wie das (durch viele individuelle Besetzungsversuche in seiner kommunikativen Botschaft diffuse) Forum, das Kapitol oder auch die Cloaca maxima. Um einen Gedächtnisort zu verstehen, bedarf es freilich der Erzählung. Deshalb können auch zerstörte Bauwerke zu Erinnerungsorten werden oder zunächst unspektakuläre Örtlichkeiten wie Ciceros Privathaus. Überhaupt sind bei Gedächtnisorten der Familie Wandel wie Kontinuität besonders drastisch erfahrbar. Orte besitzen mehr emotionales Potential als Lektüre oder bloße Gespräche. Nicht umsonst, so W., konzentrierte sich die antiquarische Forschung Varros auf Orte: Die Vergangenheit sollte wiedergewonnen werden, aber nicht aus genuin historischem Interesse, sondern um Handlungsorientierung zu geben in einer Welt, die den geschichtlichen Wandel als autonomen Prozeß kaum anzuerkennen vermochte.

Erst nach knapp 200 Seiten wendet W. sich der (nichtliterarischen) Schriftlichkeit zu (196-211), was allein schon ein Beleg für die Relevanz der übrigen Medien ist. Im Widerspruch zur immer noch weitverbreiteten Meinung zeigt W., daß die *Annales maximi* und die Fasten ohne große Bedeutung für die Geschichtsschreibung, der wenig ferner lag als das Einsehen von Dokumenten und Akten, und letztlich auch für die Geschichtskultur blieben. Die im Kalender festgehaltenen schwarzen Tage der Republik, die *dies atri*, wurden zwar in der Geschichtsschreibung historisiert, aber eine ungleich wirkungsvollere rituelle Memorierung, welche die kollektiven Ängste eingehegt hätte, fand nicht statt. So konnte sich der *metus Gallicus* bzw. der *metus Punicus* zu einer „gleichsam pathologische[n] Variante“ des Geschichtsbewußtseins entwickeln (206). Dieser Analyse läßt sich hinzufügen, daß dieser Umgang mit bitterer Vergangenheit seine Entsprechung in der präsentischen Wahrnehmung von Niederlagen findet: Diese wurden schlicht nicht als solche akzeptiert, bis schließlich doch der entscheidende Sieg gelang. Für die Überlebenden einer Katastrophe gab es keinen Platz mehr, wie die von Hannibal gefangenen Römer genauso erfahren mußten wie die Überreste der Legionen von Cannae. Es existierten nicht einmal staatliche Gedenkfeiern für die Gefallenen.

Ein besonderes Erbe der Vergangenheit stellten Sprachrelikte dar, etwa das Zwölftafelgesetz. Der Wandel war hier unübersehbar, die Tatsache, daß die Geschichte kein unveränderliches Kontinuum war, unleugbar. Die sich um solche Relikte bildende antiquarische Forschung betonte diesen Aspekt, indem sie aitiologische Erklärungen suchte und Gründungsakte ausmachte, also Neues durch gestaltenden Eingriff entstehen ließ. Neues als Neues anzuerkennen trennt die antiquarische Literatur, wie W. an dieser Stelle vielleicht noch deutlicher hervorheben hätte können, fundamental von den bisher behandelten Ausprägungen der Beschäftigung mit Geschichte und auch von deren selbstverkündeten Intentionen (s. o. zu Varro). Kein Wunder, daß sie erst dann entscheidend an Relevanz gewann, als auch politisch etwas unübersehbar Neues einsetzte, unter Augustus.

Es folgen historische Dichtung und Geschichtsschreibung. Schon weil uns hier weitaus besseres Quellenmaterial zur Verfügung steht als für die übrigen Medien, nimmt dieser Abschnitt den relativ größten Raum ein (212-356). Doch es gibt auch innere Gründe, die eine ausführliche Behandlung nötig machen, Gründe, für die einen erst die Lektüre der vorangegangenen Abschnitte so richtig sensibilisiert hat. Die römische Literatur wirkte dank ihres hohen Performanzgrades in eine breitere Öffentlichkeit hinein, als das für die Vormoderne typisch ist, gleichzeitig zeichnete sie in ihrer textlichen Gestalt eine dauerhafte Präsenz aus. Bücher wurden überall gelesen, während Denkmäler

punktuell blieben: punktuell als Ort in der Landschaft, aber auch als bedürftig der rahmenden Erklärung. Die Literatur dagegen konnte kontextualisieren wie kein anderes Medium, sie vermochte Sinn zu stiften und verschiedene Traditionen zusammenzuführen. Erst sie konstituierte die Geschichte Roms „als ein einheitliches und zugleich strukturiertes Ganzes“ (216). W. unterscheidet drei Modi der historiographischen Sinnstiftung: einen traditionellen, der an die Ursprünge der Gemeinschaft erinnerte, Kontinuitäten aufzeigte oder herstellte und damit die Traditionslinie nach vorn verlängerte; ein exemplarischer, der „an Sachverhalte oder Ereignisse der Vergangenheit [sc. erinnerte], die Regeln der gültigen Lebensordnung konkretisierten“ (219); ein kritischer, der bessere Zustände der Vergangenheit von den traurigen, also gewandelten (!) Umständen der Gegenwart abhob (Dekadenzdiskurs).

Aus W.s Durchgang durch die republikanische Literatur greife ich nur die im Sinne dieser Charakterisierung zentralen Punkte heraus. Schon Naevius erklärte die (krisenreiche) Gegenwart des Hannibalkriegs durch die Schilderung des vorangegangenen Kampfes gegen Karthago, gleichzeitig verklammerte er diese Auseinandersetzung in Exkursen mit der Gründungsphase Roms. Damit war die Einheitlichkeit der römischen Geschichte bereits vorgeprägt, als Fabius Pictor die erste Gesamtgeschichte und Ennius das annalistische Schema schuf. In dieser Form wurde die römische Geschichte immer wieder neu geschrieben, und die wichtigste Spielart römischer Historiographie überdauerte trotz mancher Anfeindungen und trotz des Aufkommens von Monographien und Autobiographien die gesamte Republik, bis hin zu Livius. Eine Kanonisierung der Vergangenheit ließ dieses Immer-wieder-neu-Schreiben nicht zu. Auch hier war Naevius wichtig, denn daß gerade ein Dichter der Archeget der Gattung wurde, prägte dieser einen hohen Willen zur Ästhetisierung und eine große Entschlossenheit zur freien Gestaltung auf. Der tiefere, entscheidende Grund aber liegt im Fehlen des einen politischen Machtzentrums, das Geschichte auf einige Dauer zu definieren vermochte.

Auch das Problem der ‚sozialen Beglaubigung‘ stellte sich schon Naevius. Da Äußerungen in Rom nie nur nach ihrem Inhalt bewertet wurden, sondern immer auch nach dem Rang ihres Urhebers, standen gesellschaftlich Unbedeutende wie Naevius, Ennius oder spätere Annalisten vor einem ungleich größeren Problem als Fabius Pictor, Cato und die übrigen senatorischen Historiographen. Naevius berief sich auf seine Teilnahme am Ersten Punischen Krieg, und wichtiger noch, er borgte Autorität, indem er sich an die wirkungsvolle Knappheit offizieller Verlautbarungen anlehnte. So näherte er sich bewußt anerkannten Kommunikationsmedien an, welche die gemeinschaftlichen Wertvorstellungen transportierten und formten.

Immer wieder setzte die Geschichtsschreibung zu einer Anerkennung der Autonomie des Wandels an, also zu wirklich historischem Denken. Die kulturgeschichtlich-aitiologischen Tendenzen, die schon bei Pictor faßbar sind, betonten das Neue an sich. Da dieses Element aber, je stärker es wurde, die Werke nicht lesbarer machte und da die Autoren, die sich dieser Darstellungsweise bevorzugt zuwandten, auch nicht die prestigereichsten waren, fand es wenig allgemeinen Widerhall und ging schließlich in die antiquarische Literatur ein, deren große Zeit erst später kommen sollte (s. o.).

Aber schon kontextualisiertes Erzählen an sich schildert stets Wandel. Mag es noch so sehr von zeitlosen *exempla* wimmeln: Gerade an der Darstellung entscheidender Wendemarken erwächst das Verständnis für die Offenheit von Geschichte, für die Existenz von Alternativen, die Realität hätten werden können. Das berühmteste Beispiel ist der Alexanderexkurs in Livius' neuntem Buch. Das meistverbreitete Modell von historischem Wandel steckt aber in der Dekadenzvorstellung, die schon bei Pictor faßbar ist.

Aber es war derselbe Pictor, der ein mächtiges Gegengift entwickelte, indem er die Größe der *res publica* in die Vergangenheit projizierte und Einheitlichkeit und Stabilität der römischen Geschichte propagierte. So wurden „die einer oralen Erinnerungskultur eigenen, gegenwartsorientiert verkürzenden und den geschichtlichen Wandel tendenziell unterschätzenden Vorstellungen von der Vergangenheit auch in der historischen Literatur verankert ..., obwohl diese zumindest prinzipiell ganz andere Möglichkeiten hatte zu differenzieren“ (248).

Noch wichtiger war wohl noch etwas anderes: Die politische Welt der Römer war präsentisch strukturiert. Jedes Jahr aufs neue wechselten die Amtsträger; wie unangenehm die letzten zwölf Monate auch gewesen sein mochten, nun stand alles wieder auf Start. Großes Vertrauen in die ideale Verfaßtheit seiner Republik mußte der Adel unter diesen Umständen gar nicht entwickeln, die Probleme ließen sich aussitzen, da das Spiel bald wieder von vorn begann. So war es seit Anbeginn der Republik und so würde es bis in alle Zukunft bleiben (327f.). Das literarische Äquivalent zur politischen Zyklisierung stellte die Erzählung in Jahresberichten dar: „das annalistische Schema machte diese [sc. präsentische] Wirklichkeitswahrnehmung zur Grundlage der Vergangenheitsrekonstruktion“ (345).

Da auch die römische Geschichtsdarstellung sich im wesentlichen auf Personen konzentrierte, schließt sich ein Abschnitt über die Usancen der prosopographischen Recherche an (357-373). Da wir kaum Material haben, bleibt

das Kapitel leider kurz und beschränkt sich auf Cicero. Anders als in den Reden, wo grobe Kenntnisse genügten – das personale Präsenzwissen war im Detail wohl schwach ausgeprägt –, bemühte sich Cicero für seine Dialoge um ein exaktes Setting. Aber zur Enttäuschung für den modernen Historiker dachte er erst ganz zuletzt, wenn alles andere nicht half, an den Rückgriff auf Archive und sonstige Primärquellen. Mehr galten soziale Autoritäten, die verwertbare Nachrichten vermittelten, oder überhaupt Informationen, die aus einem persönlichen Kontext stammten, wie die aus dem Gedächtnis gekramte Erinnerung an eine einst gesehene Statue. Wahrscheinlich war das typisch für die Epoche. Man kann nur hoffen, daß das nicht der Fall ist für Ciceros ‚Übersehen‘ von Geschichtswerken.

Das letzte Kapitel behandelt in exemplarischer Weise zwei *exempla* (374-407): Numa als gesichtslose Hülle für Konzepte römischer Vergangenheit, die ausschließlich von den Debatten der Gegenwart bestimmt wurden, und Camillus, eine Legende, in der sich „die Charakterisierung einer Figur als *exemplum* positiver Verhaltensweisen und die dramatisch akzentuierte Erzählung der Handlung, also die Normen einer leserorientierten Literatur, wechselseitig durchdringen und bedingen konnten“ (392).

Ein Ausblick – „statt einer Bilanz“ – skizziert, wie Augustus die republikanische Geschichtskultur begrub, indem er die Geschichte kanonisierte: Im Augustusforum gerann die Vergangenheit zum teleologischen Modell (408-426). Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnisse sowie Register für Personen, Sachen, Orte und Stellen beschließen den Band (427-478).

W.s Buch ist nichts für den eiligen Leser. Zwar vermittelt das Buch auch demjenigen viel, der nachschlägt, bei den einzelnen Geschichtsschreibern vor allem, ebenso finden sich kleine Abhandlungen über die Claudier, über Romulushütte, Aventin und Veii, wobei in letztere wiederum einige spannende Seiten über die *spolia opima* (190-194) eingestreut sind. Doch selten gilt so wie hier, daß das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. ‚*Memoria* und *res publica*‘ will komplett gelesen werden, aber es ist eine schwierige, weil gehaltvolle Lektüre, und der Leser – zumindest der Rezensent – hält während der Lektüre immer wieder inne und denkt nach, so dicht ist die Gedankenführung. Das Feld der Geschichtskultur wird seit einiger Zeit ausgiebig gepflegt, und so ist nicht alles, was W. ausbreitet, neu – was keineswegs heißt, daß vieles altbekannt ist. Der entscheidende Wert seines Buches liegt darin, daß es die erste umfassende Monographie ist, eine Gesamtschau des römischen Umgangs mit der Vergangenheit, wie sie bislang nicht ansatzweise versucht worden ist.

Ein Pionierwerk dieser Art steht natürlich der Kritik besonders offen, doch scheint mir das von W. gezeichnete Bild überaus stimmig. Abgesehen von manchem oben bereits eingestreuten Kritikpunkt habe ich, was das Wesentliche betrifft, lediglich Probleme mit dem drückenden Gewicht der Vergangenheit, das die Römer, so W. im Anschluß an ein Zitat von Joseph Vogt, zwar dankbar getragen hätten, das aber ihre Bewegungsfreiheit doch eingeschränkt habe (23). Anderswo spricht er sogar von der „Überwältigung der Lebenden durch den Imperativ der Vergangenheit“ (89), er konstatiert eine unangenehme Vorabfestlegung der adeligen Nachkommen durch das familiale Profil und betont die „Last, die ein junger römischer Aristokrat aus einem erfolgreichen nobilitärem Haus zu schultern hatte“ (108f.). Letztere Feststellung trifft W. im kontrastierenden Vergleich mit den weitgespannten Freiheiten des modernen, individualistischen Zeitalters. Doch die Andersartigkeit der heutigen Lebensverhältnisse sollte nicht zu dem Schluß führen, daß frühere Generationen unbedingt gelitten hätten. Konkreter: Nicht alle jungen Nobiles machten eine politische Karriere, einige, weil sie früh scheiterten (oder starben), andere aber zweifellos, weil sie sich den Erwartungen entzogen. Deswegen wurde man noch nicht aus der Familie verstoßen, man blieb ein geachtetes Mitglied der Aristokratie, und die Durststrecken hochberühmter *gentes*, die über Generationen keine höheren Amtsträger stellten, wären nicht durchzustehen gewesen, wären die Familienangehörigen kollektiv an den vorgegebenen, aber im Moment nicht zu erfüllenden Leistungsnormen zerbrochen. Erst in der Epoche Ciceros können wir alternative Lebensentwürfe etwas besser fassen, doch es gibt keinen Grund anzunehmen, daß es sie nicht schon früher gab – weniger geachtet als die Politik, aber deswegen nicht verächtlich. Gegen die ‚Last der Vergangenheit‘ spricht auch, und das ist noch wichtiger, die Virtuosität, mit der die Römer die Geschichte im Tageskampf zu formen vermochten. Dies ist eines der gültigen Ergebnisse auch von W.s Buch, und er selbst meint, „daß man morgens durchaus in den Spiegel sehen konnte, ohne darin Curius Dentatus oder Quinctius Cincinnatus als Über-Ich zu erblicken“ (328). Andernorts zeigt er, daß die *maiores* bei Gelegenheit virtuos bemüht wurden, um prosaische Winkelzüge der politischen Niederungen durch den Glanz der Vergangenheit zu rechtfertigen (110). Wenig spricht dafür, daß die jungen Römer sich in ein gentiles Korsett eingezwängt fühlten oder daß sie entsprechend handelten.

Selten hat ein Autor seinen Gegenstand mit so viel Überblick behandelt wie W. die republikanische Geschichtskultur, „in der Vergangenheit nicht ein totes Objekt von Gelehrsamkeit war, sondern ein atmender Organismus, der immer wieder den aktuellen Orientierungsbedürfnissen angepaßt wurde und in den verschiedenen Medien der Erinnerung zusätzliche Transformationen erfuhr“

(385). Trotzdem ist das Ergebnis der W.schen Bemühungen nicht leicht zu resümieren, weder in einem umfangreichen Abriss, wie hier versucht, noch in wenigen knappen Sätzen. Interessanterweise hat der Autor selbst auf eine Zusammenfassung verzichtet, was nach übervollen 400 Seiten zunächst doch enttäuscht. Doch es steckt, wie ich vermute, ein guter Schuß Weisheit dahinter. Geschichtskultur ist etwas so Mannigfaltiges, Widersprüchliches, lebt in so vielen Menschen und von so vielen Epochen, daß es gerade das Differenzierte, Kleine, Unbedeutende – und die Summe all dieser ‚Nichtigkeiten‘ – ist, welches ihr Wesen ausmacht. All das auf ein paar Absätze herunterzubrechen würde das Wesentliche rauben, es drohte sogar die Aneinanderreihung einiger banal klingender Einsichten. Doch W.s Werk ist nicht banal, es ist das Gegenteil davon. Um die *memoria* seines Buches braucht einem nicht bange zu sein, so steht nicht bloß zu wünschen, sondern begründet zu vermuten. Das Buch verbreitet sich hoffentlich auch über den deutschen Sprachraum hinaus, denn es ist ein wesentlicher Beitrag zur Debatte über die politische Kultur der Republik und das Referenzwerk für seinen engeren Gegenstand. Der Reihe, in der es den ersten Band bildet, und dem Verlag, in dem es als erste Publikation erscheint, verschafft es das denkbar beste Entree.

Dr. Rene Pfeilschifter

Technische Universität Dresden

Lehrstuhl für Alte Geschichte

Helmholtzstraße 10

D-01069 Dresden

E-Mail: Rene.Pfeilschifter@mailbox.tu-dresden.de